

Predigt am 16.08.2020 (20. Sonntag Lj. A): Mt 15,21-28
Der lernende Jesus

Ein idealisiertes Bild von Jesus bekommt nach dem Hören des heutigen Evangeliums einen gehörigen Sprung. Da sehen wir Jesus gereizt, genervt; wir erleben ihn abweisend, unfreundlich, menschen- und frauenverachtend. Unbeeindruckt von der Not dieser kanaanäischen Frau erklärt er sich kurzerhand und wie ein Beamter für nicht zuständig. Seine Begründung: Ich bin nur für mein eigenes Volk da; die Heiden, die er zu „Hunden“ erklärt, sind ihm gleichgültig. In Wahrheit ist es eine Hündin, die heidnische Frau, die er abblitzen lässt. Man hat das Anstößige dieser Szene, das Abstoßende seines Verhaltens dadurch zu beseitigen oder zumindest zu mildern versucht, dass man Jesu anfängliches Zögern als bewusste Prüfung des Glaubens jener Frau gedeutet hat. Auf dramatische Weise wolle Mt hier zeigen, wie geschickt Jesus seinen Jüngern einen beharrlichen Glauben vor Augen stellen wollte. Ich halte das für ein typisches Wunschdenken, um sich nicht mit der störenden Tatsache auseinandersetzen zu müssen, dass Jesus eben auch ein Lernender war – und dass er noch dazu einen ganz entscheidenden Lernschritt einer Frau, dieser Frau, sogar einer heidnischen Frau verdankte.

Erst in der Begegnung mit dieser Frau, die ihm die Enge seines Denkens, die Unbarmherzigkeit seines Verhaltens – wie in einem Spiegel – vor Augen führte, entdeckt Jesus, dass sich der Heilsplan Gottes auf alle Menschen erstreckt, wie es schon beim Propheten Jesaja (1. Lesung) angedeutet war. Ganz offensichtlich war es für Jesus ein echter, ja schmerzhafter Lernprozess, die dogmatischen Grenzen und Ausgrenzungen seines Volkes zu überwinden und zu jener Universalität zu finden, die schließlich für seine Botschaft und für die junge Kirche kennzeichnend wurde.

Ich kann nicht erkennen, dass es ein Angriff auf Jesu göttliche Herkunft und Sendung ist, ihn lernend und nicht nur lehrend zu erkennen. In der ganzen Bibel beobachten wir eine Entwicklung in der Gottesoffenbarung und Gotteserfahrung. Was wir heute als unseren christlichen Glauben und unsere christlichen Wertvorstellungen bezeichnen, ist nicht vom Himmel gefallen. Wir müssen Lernende bleiben als Christen und auch als Kirche – nicht zuletzt was die Stellung der Frau in der Kirche und die Frage ihrer Teilhabe am geistlichen Amt betrifft. Wir müssen lernen, dass es gut ist, wenn es auch in der Kirche, in ihren Prinzipien, in ihrer Ordnung und Disziplin eine Entwicklung gibt – und eben nicht alles von vorneherein feststeht, so als sei es vom Himmel gefallen, was Gott von uns will und zu tun aufgetragen hat.

Das II. Vatikanische Konzil hat nicht zuletzt deshalb so viele Turbulenzen ausgelöst, weil es ein geradezu epochaler Abschied von einem Kirchen- und Traditionsverständnis darstellt, das ohne Abgrenzungen und Ausgrenzungen nicht auskommen zu können glaubte. Im Rückgriff auf die eigentlich längst gewusste Weite und Universalität des Evangeliums begann man, einzementierte und als unaufgebbare bezeichnete Positionen zu hinterfragen. Ich greife das wohl revolutionärste Dokument des Konzils, die Erklärung **Dignitatis humanae** über die Religionsfreiheit heraus. Noch im 19. Jahrhundert wird die freie Gewissensentscheidung in Sachen Religion von verschiedenen päpstlichen Enzykliken als mit dem katholischen Glauben völlig unvereinbar abgelehnt. Nach einem Irrweg von mehr als 1500 Jahren mit verheerenden Folgen für die Menschen hat die Kirche in dieser zentralen Frage zur Botschaft des Evangeliums zurückgefunden.

„Frau, dein Glaube ist groß“, sagt Jesus schließlich zu dieser Frau, die ihn derart herausgefordert hat. Auch unser Glaube ist nur groß, wenn er sich weitet und von Jesus lernt, der selber gelernt hat.

J. Mohr, Kath. Stadtkirche Heidelberg (St. Vitus + St. Raphael)

www.stadtkirche-heidelberg.de/html/predigten258.html